

Eine Art Freundschaft

Die Ehe im Kontext der Pluralität heutiger Partnerschaftsformen

Die Ehe braucht die Diskussion um die rechtliche Gleichstellung mit anderen Lebenspartnerschaften nicht zu fürchten, wäre sie doch auch darin noch Maßstab und Bezugspunkt in der Gesellschaft heute. Zu dieser Schlussfolgerung kann man gelangen, wenn man die Ehe als eine besondere Art Freundschaft erschließt und dabei – nicht von ungefähr – zentrale Inhalte des christlichen Glaubens in neuer Weise anspricht.

Die am 30. August 2012 veröffentlichten Zahlen des Mikrozensus 2011 stellen es deutlich vor Augen. Die klassische Familie ist in deutschen Ländern weiterhin auf dem Rückzug. Immer mehr Kinder wachsen bei Alleinerziehenden oder bei Paaren ohne Trauschein auf. Lag der Wert vor 15 Jahren noch bei 81 Prozent, sind nur mehr bei 71 Prozent der Familien in Deutschland die Eltern 2011 verheiratet – und darunter viele in zweiter oder dritter Ehe oder in Patchwork-Familien. In jeder fünften Familie erzieht ein Elternteil den Nachwuchs allein (plus sechs Prozentpunkte). Und in fast jeder zehnten Familie leben die Eltern ohne Trauschein zusammen. 1996 war das nur in jeder 20. Familie so.

Im Spektrum der heute gelebten Beziehungsvielfalt wird die Ehe zunehmend eine Partnerschaftsform unter anderen, vor welchem Hintergrund auch die aktuelle Diskussion um die Beibehaltung oder Änderung des Ehegattensplittings einzuordnen ist. Und im engeren Blick auf die katholisch getrauten Ehepaare sprechen die Zahlen hinsichtlich des Bedeutungsverlustes der kirchlichen Eheschließung eine noch deutlichere Sprache: Im etwa gleichen Zeitraum sank die Zahl der katholischen Trauungen in Deutschland von über 110 000 Anfang der neunziger Jahre auf 46 021 im Jahr 2011.

Beide Erhebungen legen nahe, dass die Zeit mehr als reif ist, die Grundlagen der Ehe-theologie neu in den Blick zu nehmen,

auch wenn manche Gedanken vielleicht noch nicht bis zu Ende gedacht und im guten Sinn vorläufig und anfanghaft sein mögen. Das Thema neu aufzureißen, ermöglicht vielleicht am Ende einen Aufriss für eine Theologie der Ehe, der ihre Bedeutung neu in die Gesellschaft hinein ins Gespräch zu bringen und auf die Pluralität der Partnerschaftsformen zu beziehen vermag.

Einen neuen Ansatz einer „Theologie der Ehe“ zu suchen, heißt selbstverständlich nicht, die bisherigen Erklärungsmodelle zu übergehen, wurden

Holger Dörnemann ist Privatdozent für Religionspädagogik und Katechetik an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Seit 2006 leitet er das Referat Ehe- und Familienpastoral des Erzbistums Köln und ist seit 2012 Berater der Kommission XI. Ehe und Familie der Deutschen Bischofskonferenz.

doch die jüngsten lehramtlichen Akzentsetzungen auf weltkirchlicher Ebene gerade erst vor 50 Jahren veröffentlicht und mit den davor gültigen verbunden. Durch das Zweite Vatikanische Konzil wurde das Verständnis der Ehe als „Bund“ (*Gaudium et spes* 47–52) eingeführt, mit welchem

Sprachbild der personale Charakter der Ehe und deren komplexe Wirklichkeit mit ihren verschiedenen Dimensionen hervorgehoben werden sollte: Die Ehe als ein unauflöslicher Bund, in dem sich Mann und Frau gegenseitig schenken und annehmen. Neu akzentuiert wird mit dem biblischen Bundes-Bild zugleich der Gedanke, dass die Ehe gleichermaßen auf das Wohl der Ehepartner und auf die Zeugung und Erziehung von Nachkommen hingordnet ist (während die Ehelehre des CIC/1917 noch einen „primären Ehezweck“ – Zeugung und Erziehung von Nachkommen – und einem „sekundären Ehezweck“ – gegenseitige Hilfe und geordneter Gebrauch des Geschlechtstriebes – unterschied).

Die Ehe: theologische Erklärungsmodelle

Neben der sakramententheologischen Neubewertung der Ehe als Bund ist kirchenrechtlich aber nach wie vor das Bild der Ehe als ein „Vertrag“ bedeutsam. Anfang der achtziger Jahre drückt die Neufassung des kirchlichen Gesetzbuches (CIC/1983) mit dem Nebeneinander der Bilder „Vertrag“ und „Bund“ aus, dass die Ehe mehr ist als ein reines Rechtsverhältnis: Der Begriff „Ehebund“ betont primär die personale und religiöse Wirklichkeit der Ehe, während der Begriff „Ehevertrag“ dagegen verstärkt die rechtliche Dimension zum Ausdruck bringt: nämlich die freie Willensentscheidung beider Partner als Konsenserklärung im Blick auf die „Vertragsinhalte“ der Einheit und Unauflöslichkeit der Ehe (c. 1057 § 1).

Alle jüngeren Versuche der Darstellung einer katholischen Ehelehre greifen diese beiden Begriffe des Bundes und des Vertrages auf, auch wenn im Blick auf die Vertragsmetapher aus systematisch-theologischer Sicht angefragt wird, ob hier in

der Ehelehre nicht doch noch (und zu Recht) die Dogmatik vom Kirchenrecht her entworfen wird. Demgegenüber sind die Gedanken und Bilder der Hochzeitspaare von diesen Überlegungen meist unberührt.

Fragt man sie nach ihren Motiven und Metaphern, nennen sie in der Praxis der Ehevorbereitung zumeist andere Motive für ihre Liebe: vielfach und zunehmend, dass beide Partner eine langjährige Freundschaft verbinde, die nun – oftmals mit dem Entschluss, eine Familie gründen zu wollen – zu der Entscheidung geführt habe zu heiraten. Wäre das vielleicht eine neue Metapher für die Ehe, sie als eine besondere Art der Freundschaft zu verstehen? Kommt darin das Besondere dieser Lebensform zum Ausdruck, wenn man sie zunächst auf eine unverbindlicher scheinende Sozialform bezieht?

Der Freundschaftsbegriff wird von Autoren unterschiedlichster Epochen weitergetragen

Auch wenn es zunächst anders scheinen mag, ist mit dem Freundschaftsverständnis tatsächlich eine alte theologische Kategorie wieder aufgenommen. Sie ist sogar weit älter als die mittelalterliche Theologie und zentrales Element der Offenbarungskonstitution des Zweiten Vatikanums, indem das neue („kommunikationstheoretisch“ genannte) Offenbarungsverständnis eingeführt wird: „Gott hat in seiner Güte und Weisheit beschlossen, sich selbst zu offenbaren und das Geheimnis seines Willens kundzutun (vgl. Eph 1,9). (...) In dieser Offenbarung redet der unsichtbare Gott (vgl. Kol 1,15; 1 Tim 1,17)

Literatur:

- Holger Dörnemann: Freundschaft. Die Erlösungslehre des Thomas von Aquin, Würzburg 2012
- Peter Hünermann: Jesus Christus – Gottes Wort in der Zeit, Münster 1994
- Hans-Josef Klauck: Kirche als Freundesgemeinschaft. Auf Spurensuche im Neuen Testament, in: Münchener Theologische Zeitschrift 42 (1991) 1–42
- Elisabeth Moltmann-Wendel: Wach auf meine Freundin. Die Wiederkehr der Gottesfreundschaft, Stuttgart 2000
- Ursula Nötzoldt-Linden: Freundschaft. Zur Thematisierung einer vernachlässigten soziologischen Kategorie, Opladen 1994
- Joseph Ratzinger: Zur Theologie der Ehe, in: Heinrich Greeven / Gerhard Krems (Hg.), Theologie der Ehe, 2. Aufl., Regensburg-Göttingen 1972, 81–115
- Andreas Schmidt: Jesus der Freund (Studien zur systematischen und spirituellen Theologie, 48), Würzburg 2011
- Heinz-Horst Schrey: Art. Freundschaft, in: Theologische Realenzyklopädie, Band. 11. Berlin 1983, 590–599
- Hans-Jakob Weinz: In die Ehe berufen, in: Der offene Himmel. Spiritualität der Ehe, Neue Gespräche 38 (2008) 5–6

aus überströmender Liebe die Menschen an wie Freunde (vgl. Ex 33,11; Joh 15,14–15) und verkehrt mit ihnen (vgl. Bar 3,38), um sie in seine Gemeinschaft einzuladen und aufzunehmen“ (Dei Verbum 2).

Mit diesen einführenden Worten nimmt das Konzil ausdrücklich den Freundschaftsbegriff in die Mitte theologischen Denkens, der die Theologiegeschichte bereits seit den Anfängen des Christentums begleitete. „Der Freundschaftsbegriff ist in besonderer Weise geeignet, den Wesenskern der christlichen Botschaft verständlich zu machen“, bringt es *Andreas Schmidt* auf den Punkt. Obwohl es im Hebräischen keinen eigenständigen Terminus *technicus* für „Freundschaft“ gibt, der erst über die hellenistische Weisheitsliteratur (vgl. Spr 14,20; Sir 13,21) explizit Eingang in das biblische Schrifttum fand, wird er im Neuen Testament zu einem Inbegriff einer neuen Gottesbeziehung (Lk 12,4; Joh 11,11; 15,13–16).

„Nur besonders Erwählte werden als ‚Freund Gottes‘ bezeichnet, so Abraham (Jes 41,8; II Chr 20,7; Jdt 8,19; Gebet Asarjas 11; Jak 2,23) und Mose (Ex 33,11). (...) So werden auch die Jünger Jesu in den johanneischen Abschiedsreden Freunde Gottes genannt als Empfänger der sich offenbarenden Selbstmitteilung in Jesus (Joh 15,15). Das Freundeswort Jesu knüpft also einerseits an die Erwählung der Gottesmänner im Alten Testament an, führt aber zugleich darüber hinaus“ (*Schrey* 1983, 592–593): Wie Freunde gemäß griechischer Freundschaftsethik keine Geheimnisse voneinander haben, so bezeichnet die Metapher johanneisch vorbehaltlose Teilhabe am Offenbarerenwissen Jesu als Ausdruck lebensspendender Gemeinschaft mit ihm.

Die Freundschaft Jesu Christi

Auch in der weiteren Theologiegeschichte wird der Freundschaftsbegriff von zahlreichen Autoren unterschiedlichster Epochen weitergetragen. Angefangen bei den Kirchenvätern (Ambrosius, Augustinus) findet der Freundschaftsgedanke besonders im Mittelalter etwa bei *Aelred von Rievaulx* („De amicitia spirituali“) Aufnahme und schließlich auch bei *Thomas von Aquin*, dessen gesamtes theologisches Denken im Traktat über die Gottesfreundschaft kulminiert (*Holger Dörnemann*, Freundschaft. Die Erlösungslehre des Thomas von Aquin, Würzburg 2012).

Viele weitere Stationen der Theologiegeschichte wären zu nennen, die Anfang der neunziger Jahre *Peter Hünermann* in einem systematisch-theologischen Entwurf dazu veranlassten, Freundschaft als die „Gestalt des erlösten Miteinanderseins des Lebens“ zu fassen, die sich aus der Begegnung mit Jesus Christus ergibt. Die Freundschaft Jesu Christi richtet sich zugleich auf die Mitmenschen, „bildet die Grundstruktur der Kirche als eschatologischer Heilsgestalt in der Geschichte“ (Jesus Christus – Gottes Wort in der Zeit, Münster 1994, 378). Sie

kann von ihrem Wesen her als Freundesgemeinschaft (*Hans-Josef Klauck*, Kirche als Freundesgemeinschaft. Auf Spurensuche im Neuen Testament, in: Münchener Theologische Zeitschrift 42 [1991] 1–42) verstanden werden, deren Mitte Gott selbst ist.

Und wenn man diese ekklesiologischen Implikationen des Freundschaftsverständnisses auch auf die für die Eheologie bedeutsamen Worte des Paulus in Eph 5,32 ebenso bezieht wie auf die wenige Verse davor ins Wort gebrachte kirchliche Gemeinschaft, wäre es nicht weit hergeholt, in der Ehe das Geheimnis der Freundschaft angesprochen zu sehen, das Christus und die Kirche verbindet.

Auf freiwilliger Gegenseitigkeit basierende persönliche Beziehung

Das Neuverständnis der Gottesfreundschaft bringt die Erlösung als Ermöglichung eines neuen Beziehungsgeschehens zwischen Gott und dem Menschen ins Wort, ohne dabei die traditionellen Familienbilder von der Gotteskindschaft und der Schwesterlichkeit und Brüderlichkeit zu verdrängen. „Sie drücken die Selbstverständlichkeit der Beziehung zu Gott und der Menschen untereinander aus, die auch Unabhängigkeit bedeutet. Doch mit Freundschaft kommen die kostbaren, lange vergessenen Elemente von Freiheit und Selbstverantwortung zurück, die in einer rasant sich verändernden Welt hilfreich und Leben-verwandelnd sind und sich neben die alten Bilder stellen“ (*Elisabeth Moltmann-Wendel*, Wach auf meine Freundin. Die Wiederkehr der Gottesfreundschaft, Stuttgart 2000). In diesem Sinne soll der Begriff Freundschaft zunächst soziologisch etwas genauer gefasst werden und auch in seiner gesellschaftlichen Aktualität eingeholt werden.

Dass Freundschaft heute einer der höchsten Werte überhaupt ist, unterstreichen aktuelle Umfragen und auch die zahlreichen Jugendstudien der letzten beiden Jahrzehnte immer wieder. Damit stellen sie einen Konsens am Wertehimmel der nachwachsenden Generation fest, der die Symphonie der ansonsten unterschiedlichen Wertpräferenzen milieuübergreifend eint. Obwohl sie lange Zeit von der Soziologie als Thema der wissenschaftlichen Auseinandersetzung eher vernachlässigt war, wird die Freundschaftskategorie etwa ebenso seit zwanzig Jahren von verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen wieder neu entdeckt.

Dabei wird in soziologischer Perspektive im Hinblick auf die Entwicklung des Freundschaftsverständnisses von der Antike bis zur Neuzeit und insbesondere bezogen auf die fortschreitende Individualisierung, die gesellschaftlichen Differenzierungs- und Freisetzungsprozesse der Spätmoderne ein Formen-, Inhalts- und Funktionswandel der Freundschaft konstatiert: von der institutionalisierten, sozial vorgegebenen zur partial-individualisierten, freiwilligen Freundschaft

(Formenwandel), von der instrumentellen rational-praktischen Tatenfreundschaft zur expressiven, gefühlshaft-intellektuellen geistigen Freundschaft (Inhaltswandel) und von der sozialen Funktionalität zur personalen Funktionalität (Funktionswandel).

In ihrem Buch zur „Thematisierung einer vernachlässigten soziologischen Kategorie“ definiert *Ursula Nötzoldt-Linden* das kulturspezifisch je verschieden ausgeformte Phänomen der Freundschaft als eine „auf freiwilliger Gegenseitigkeit basierende dyadische, persönliche Beziehung zwischen nicht verwandten Personen in einer Zeitspanne“ (Freundschaft. Zur Thematisierung einer vernachlässigten soziologischen Kategorie, Opladen 1994, 29). In wahren, differenzierten Freundschaften sieht sie einen Lösungsansatz zur solidarischen Bewältigung der Chancen und Risiken, die das Leben

der individualisierten Gesellschaft bereithält. Freundschaften dienen dazu, den gesellschaftlich steigenden Anforderungen an Partizipation in verschiedensten Gesellschaftsbereichen gerecht zu werden und können somit als Lösungsansatz des Dilemmas zwischen gesellschaftlich vorgegebener Individualität und der Notwendigkeit zur Sozialität, zwischen den Extremen von sozialer Isolation und Kontaktfarkt, verstanden werden. Ein – wenn nicht *der* – Ansatz einer Etheologie?!

Die Ehe als besondere Art der Freundschaft

Schon die Antike mit ihrem hohen Freundschaftsideal war einmütig der Ansicht, dass wahre Freundschaft selten und in ihrer Vollkommenheit gar unerreichbar ist. „Die Sehnsucht

nach echter und beständiger Freundschaft und die oft schmerzliche Erfahrung, dass zwischen diesem Ideal und der Realität immer eine Distanz bleibt, lassen sich durch alle Epochen hindurch bis heute verfolgen. Was sich allerdings verändert hat, ist die Deutung und der Umgang mit dieser menschlichen Grunderfahrung. In der Antike hielt man trotz der Negativerfahrungen stets am anzustrebenden Ideal fest, während man sich in der Moderne viel schneller mit der Begrenztheit jeglicher menschlicher Freundschaft arrangiert“ (*Andreas Schmidt*, *Jesus der Freund*, Würzburg 2011, 293), ohne jedoch die Sehnsucht nach „wahrer Freundschaft“ aus dem Blick zu verlieren. Die Ehe scheint eine spezifische Freundschaftsform hochzuhalten, die beides, das Ideal vollkommener Freundschaft wie die Annahme ihrer Begrenztheit, in sich trägt.

Sinnbild der vervollkommenden und unverbrüchlichen Freundschaft Gottes

Theologisch kann die Ehe als Sinnbild der vervollkommenden und unverbrüchlichen Freundschaft Gottes mit den Menschen verstanden werden, wie es in Bezug auf Eph 5,32 bereits gezeigt wurde: Die Ehe als die Form von Freundschaft, in der der ausschließlichen Zusage auf eine Person hin bis zum Tode auch gesellschaftlich eine Bedeutung zugewiesen wird. In ihr wird ein Humanum endgültiger, sich versprechender Liebe gesichert und in der Wirklichkeit gehalten, deren Breiten- und Tiefenwirkung auch noch als Matrix für andere Freundschaftsformen wahrzunehmen ist. Sie ist ferner eine Freundschaft, die auf die Einheit von Liebe, Sexualität und Fruchtbarkeit beziehungsweise Offenheit für Nachkommenschaft angelegt ist.

Sie hält gesellschaftlich diesen Sinnzusammenhang hoch, der als Wertefundament (gerade in Erziehung und schulischer Bildung) kaum überschätzt werden kann. Ohne Sexualität zu überhöhen, kann in der vertrauten ehelichen Beziehung eine hingebende-überlassende ebenso wie eine ekstatische Liebe erfahren werden, in der auch das göttliche Geheimnis aufzustrahlen vermag. Aber sie ist jenseits aller High-Erlebnisse auch die Art von Freundschaft, die nach einer „HochZeit“ und vielen Höhepunkten gerade auch in der Alltäglichkeit einer „stinknormalen Ehe“ (*Hans-Jakob Weinz*, *In die Ehe berufen*, in: *Der offene Himmel. Spiritualität der Ehe*, Neue Gespräche, 38.2 [2008] 5–6) und manchen Tiefpunkten aufzufinden ist. Gerade hier ist vielleicht ein Großteil ihres Geheimnisses zu finden: in der Weise, die Endlichkeit in all ihren Erscheinungsformen im Hier und Jetzt anzunehmen, die auch Hingabe und Opfer bedeuten kann.

Die eheliche Freundschaft ist schließlich auch die Form höchst normierter und mit wechselseitigen Zusagen verbundener Beziehungserwartung, die darin aber auch die Möglichkeit des Scheiterns in sich birgt. Diese Möglichkeit fast im selben Atemzug zu nennen, mag nach der Aneinander-

reihung der positiven Charakteristika fast zynisch klingen, doch bringt auch dies ein Humanum ins Wort, auch das Scheitern als Realität einer ehelichen Freundschaft zu jedem Zeitpunkt ihres Verlaufs nicht ausschließen zu können, gerade weil die eheliche Freundschaft ein lebendiger Prozess ist (auch wenn die Erfahrung des persönlichen Scheiterns und der kirchliche Umgang mit den Gescheiterten zweierlei sind und dieser Unterschied zu Recht innerkirchlich derzeit stark diskutiert wird).

Je mehr die Partner in ihrer ehelichen Beziehung etwas von der göttlichen Liebe entdecken und verwirklichen, desto mehr ist sie auch Sakrament als Zeichen und Wirkung der göttlichen Liebe, wie dies Papst *Benedikt XVI.* als Theologe im Jahr 1969 bei einer Reflexion über die Theologie der Ehe ausgedrückt hat (vgl. *Joseph Ratzinger*, *Zur Theologie der Ehe*, in: *Heinrich Greeven / Gerhard Krems* [Hg.], *Theologie der Ehe*, 2. Aufl., Regensburg-Göttingen 1972, 81–115, 92). Darin ist die Entwicklungsfähigkeit und -notwendigkeit der ehelichen Freundschaft angesprochen. Anders als durch einen juristisch-statischen Vertragsbegriff kann das Freundschaftsverständnis für die Ehepartner an die Aufgabe erinnern, in die eheliche Beziehung hinein dauerhaft investieren zu müssen. Wie jede Freundschaft zu pflegen ist, ist das sexuelle, affektive und kognitive Commitment ehelicher Freundschaft, das verbindliche Engagement für die Liebe, eine tägliche Aufgabe. Dass mit dem Laufe der Zeit – gegenläufig zu dem Gewöhnungs- und anderen Liebeserosionseffekten – auch ein Mehr an Gemeinsamkeit, Vertrautheit und Vorhersagbarkeit entsteht, wird dabei in jüngster Zeit gerade erst als Freundschaftsressource neu entdeckt.

Konsequenzen im Blick auf andere Partnerschaftsformen

Unbeschadet der wechselseitigen Verpflichtung beider Ehepartner zu einer kontinuierlichen Investition in ihre Beziehung, zu der das Freundschaftsverständnis in neuer Weise anhält, ist die Ehe meist unhinterfragt – aber selbst noch in Tendenzen einer rechtlichen Gleichstellung anderer Lebenspartnerschaften – eine Hintergrundfolie und ein Paradigma auch für weitere Freundschaftsformen, worin man ihre bleibende Prägekraft in die Gesellschaft hinein ablesen kann.

Zugleich wertet das „Hohelied“ auf die eheliche Freundschaft und ihre Sonderstellung andere Beziehungsformen nicht ab – nicht die Freundschaft bester Schulfreunde, selbst homosexuelle Freundschaften nicht –, wenn die Eigenart der ehelichen Freundschaft herausgehoben und aus ihrem eigenen Erleben heraus beschrieben wird. Im Gegenteil sogar lässt das Freundschaftsverständnis die verschiedenen Ausprägungen der Lebensformen in einer Perspektive erscheinen, in denen auch die anderen Freundschaftsformen in ihren spezifischen Eigenar-

ten und die in ihnen gelebten Werte und Leistungen wertschätzend in den Blick kommen können.

Gerade in diesem Vergleich wird die eheliche Freundschaft die Diskussion um die rechtliche Gleichstellung mit anderen Partnerschaftsformen nicht zu fürchten brauchen, wäre sie doch auch darin noch Maßstab und Bezugspunkt in der Gesell-

schaft heute. Deshalb steht sie im Grundgesetz als langfristige Verantwortungs- und Beistandsgemeinschaft – gerade auch in ihrer Bezogenheit auf die Familie – unter dem besonderen Schutz. Und deshalb wird ihre Förderung zu Recht daraus abgeleitet, welche im Grundsatz auch noch in der Ausweitung auf andere Lebenspartnerschaften bestätigt und bekräftigt würde.

Holger Dörnemann